
Die Dimension der Volkskirche*

Martin-Michael Passauer

Sie haben mich eingeladen, mit Ihnen über das spannende Thema »Volkskirche – Freikirche – Weltkirche? Welche Kirche braucht das neue Jahrhundert?« zu reden. Als ich die Einladung las und das Thema dazu, dachte ich spontan, da gibt es doch nur eine Antwort auf die Frage: Welche Kirche braucht das neue Jahrhundert? Wohl doch in jedem Falle eine Kirche Jesu Christi. Eine Kirche, in der der gekreuzigte und auferstandene Christus der Herr bleibt. Aber eben auch eine Kirche Jesu Christi als *congregatio sanctorum, in qua evangelium pure docetur et recte administrantur sacramenta*. Eine Kirche als diejenige Versammlung der Gläubigen, in der das Evangelium rein verkündigt und die Sakramente recht verwaltet werden. Diese Kirche, deren Definition mir sofort einfiel und die auch über unser Bitten und Verstehen hinaus existieren wird, ist die unsichtbare Kirche. Die Kirche, die man nicht verifizieren kann und über die es sicher auch nicht lohnt, im Rahmen eines Disputes darüber zu streiten, ob das denn heute auch noch so gilt und ob man denn dies noch so wird sagen können. Gewiss, wir können andere Definitionen noch hinzufügen, etwa Barmen III, dass die »christliche Kirche die Gemeinde von Brüdern ist, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt.« Aber es bleibt für alle Definitionen unseres Kircheseins konstitutiv, dass der Herr in ihr handelt und wir jeweils nur die Antwortenden sind.

Können wir also über diese unsichtbare Kirche schnell eine Verständigung herbeiführen, wird sich unser Interesse mehr auf die Kirche richten, die in die Sichtbarkeit drängt. Und indem die Kirche in die Sichtbarkeit drängt, differenziert sie sich sofort in verschiedene institutionelle Gestalten. Diese verschiedensten institutionellen Gestalten ringen nicht erst seit den jüngsten Äußerungen von Herrn Ratzinger um die Wahrheit, sondern schon zu allen Zeiten ihres Kircheseins. Worum geht der Streit? Aus meiner Sicht kann es sich doch nur um einen Streit handeln, in dem es um die Wahrheit der Reinheit des Evangeliums geht und um die Spannung, die existiert zwischen der sichtbaren, institutionellen, vielgestaltigen, ja sogar pluralistisch verfassten Kirche und dem, was diese Kirche zur Kirche macht, also ihrem Wesen. Bleiben wir also bei der Kirche als dem Singularetantum, dann ist wohl in der Regel diese unsichtbare Kir-

* Vortrag gehalten im Rahmen des Symposiums der Theologischen Sozietät im BEFG am 15. September 2000 in Berlin. Der Charakter eines Redekonzeptes wurde beibehalten.

che gemeint. Eine Kirche, die sichtbar werden will und sichtbar wird in den institutionellen Gestalten. Aber eben in diesen Gestalten wird sie auch sofort kritisierbar, anfechtbar und, wie ich meine, auch veränderbar.

Wenn wir heute – auch heute Abend – fragen, welche Kirche das neue Jahrtausend braucht, dann fragen wir nach der institutionellen Gestalt im Spiegel der Botschaft des lebendigen Christus. Dabei fragen wir natürlich auch nach dem Jahrtausend, in dem die Kirche wirken und leben wird. Aber wir machen die Frage nach der Form nicht abhängig von dem Inhalt.

Warum betone ich das so? Weil wir als sterbliche Menschen schnell geneigt sind, unserer Kirche auch den Stempel der Sterblichkeit aufzudrücken. Wobei wir dann auch zu den Scharfrichtern werden können, die entscheiden, wann denn welche Kirche nicht mehr brauchbar ist, stirbt, nicht mehr vorhanden ist oder sich selber überlebt hat.

Als ich meinen Dienst als Generalsuperintendent des Sprengels Berlin im Herbst 1996 anfang, waren die Sparbeschlüsse unserer Berlin-Brandenburgischen Landessynode gerade gefasst. Da diese Beschlüsse Einsparungen und auch Entlassungen nach sich ziehen würden, war die Herbstsynode voller protestierender Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mit einem Transparent warben sie u.a. für den Erhalt der Krankenhauseelsorge mit dem Slogan: »Eine Kirche, die am Dienst für Kranke und Sterbende spart, ist selber krank und stirbt.« In meiner Predigt auf der Synode habe ich aus vollem Herzen sagen können, dass wir zwar die Herren über das uns anvertraute Geld seien, aber nicht die Herren der Kirche. Wann die Kirche Jesu Christi stirbt, entscheidet gottlob der Allmächtige alleine.

Die Arbeit an der Form der sichtbaren Kirche darf uns nicht dazu verleiten, die von Christus eingesetzte unsichtbare Kirche in Frage zu stellen. Diese Kirche wird sich immer Bahnen brechen und Wege finden, die überraschend sind.

Ich komme aus der DDR und habe zu keiner Zeit Zweifel daran gehabt, dass die Kirche Jesu Christi länger leben wird als die sozialistische Gesellschaft. Und ich habe der *koinonia* Gottes immer mehr zugetraut als der von Walter Ulbricht propagierten sozialistischen Menschengemeinschaft. Trotz dieser Gewissheit hat die Kirche in der DDR schwere Verluste erlitten, hat innerlich wie äußerlich Positionen aufgegeben, die zu ihrem Kirchesein dazugehörten. Wie z.B. der Bildungsauftrag auch in der Schule, die Unvereinbarkeit sozialistischer und christlicher Bekenntnisse, die Opfergabe als geistliche Verpflichtung oder das Definieren von Kirche durch gesamtgesellschaftliche Vokabeln.

Wenn wir also nach diesen anfänglichen Überlegungen auf die Frage, welche Kirche das neue Jahrhundert braucht, eine erste These wagen sollten, dann könnte sie heißen:

1. These: Der lebendige Christus schafft seiner Kirche immer Raum – auch im neuen Jahrhundert. Die Aufgabe der Christen ist es, diese Arbeit, die der Herr der Kirche verrichtet, nicht durch Übereifer zu behindern.

Wenn wir das Kirchesein dem überlassen, der das Haupt ist, dann bleibt für uns als die Glieder auch noch einiges an Arbeit übrig. Und dieser Gedanke soll uns nun weiter leiten. Ich möchte Ihnen zwei Beispiele aus der jüngsten Zeit unserer Landeskirche erzählen, die Ihnen die Aktualität dieses Themas aufzeigen möchten.

1. *Beispiel:* In der Festschrift einer Gemeinde, die mich dieser Tage eingeladen hatte, anlässlich des einhundertsten Geburtstages ihrer Kirche zu predigen, war zu lesen: »1906 wird die Mitgliederzahl noch mit 30000 angegeben. 1928 wurden 25760 gezählt. Heute zählt die Gemeinde noch etwa 800 Gemeindeglieder.« Zwar ist in diesem Gebiet auch die Einwohnerzahl erheblich gesunken, aber der Gebäude- und Besitzstand ist annähernd der gleiche geblieben. Große Kirche, Gemeindehaus, Pfarrwohnungen, Friedhöfe. Was noch vor zehn Jahren etwa zehn Mitarbeiter machten, machen nun drei, wobei der Pfarrer aus der Nachbargemeinde kommt.

2. *Beispiel:* Bei der Verabschiedung einer Pfarrerin in den Ruhestand stellte sich der Vertreter des Superintendenten in seinem Grußwort als Vertreter der »Amtskirche« vor, hob bei der Nennung dieses Begriffes immer beide Finger hoch und zeichnete imaginäre Anführungszeichen. Er bedankte sich für den Widerstand dieser Gemeinde in den Wendezeiten und forderte dazu auf nun heute Widerstand gegen die »Amtskirche« zu leisten. Kirchenälteste, die hinter mir standen, hörte ich Unverständnis äußern. Warum? Sie nahmen ihr Amt als Älteste sehr ernst und verstanden nicht, warum sie gegen sich selbst Widerstand leisten sollten. Was als besonders pfiffig und basisnah gedacht war, endete in der Sackgasse. Denn der Vertreter des Superintendenten hatte nur sein Amt im Blick und ahnte nicht, dass wir inzwischen Älteste haben, die das ihnen verliehene Ehrenamt sehr ernst nehmen. Was für den einen offensichtlich die Inkarnation des Bösen war, war für die anderen eine tragfähige Basis.

Die Pointe beider Beispiele, die sich beliebig verlängern lassen, zeigt, dass wir die institutionellen Gestalt unserer Kirche neu und für alle einsehbarer definieren müssen. Aber – und das ist mir sehr wichtig – auf welchem Hintergrund? Fragen wir, weil eine allgemeine institutionelle Müdigkeit auch die Kirche erreicht hat, oder fragen wir, weil die Erwartungen sich nicht mit den Angeboten decken, oder fragen wir, weil das Kirchengebilde zu disparat und unüberschaubar geworden ist? Warum fragen wir gerade heute nach dem Kirchesein unserer Kirche – oder unserer Kirchen? Ich möchte dazu eine zweite These wagen:

2. These: Wenn sich im Kirchesein auch das Menschsein wieder findet, und wenn die Kirche in ihrer institutionellen Gestalt auch die Gesellschaft widerspiegelt, dann muss mit der Verunsicherung des Menschen und auch der Gesellschaft eben auch die Kirche zur Disposition gestellt werden.

Zu DDR-Zeiten hat der Bund Evangelischer Kirchen trotz seiner umfeldbedingten Definition von »Kirche im Sozialismus« von Kirche immer als der »Zeugnis- und Dienstgemeinschaft« gesprochen und eben diese Gemeinschaft zusätzlich als Lerngemeinschaft definiert. Damit wollte er sich von der institutionellen Verhärtung befreien.

Ja, es wurde noch weiter gedacht. Um der Gefahr einer Verzettelung und dem Prinzip des *divide et impera* zu entgehen, gab es zu DDR-Zeiten immer wieder Versuche, das Kirchesein des BEK dadurch zu komplettieren, dass sich alle Landeskirchen zu einer Kirche vereinen. Wenige Stimmen haben damals gefehlt, um diese vereinigte Kirche zu gründen.

Heute gibt es wieder Versuche, die Gliedkirchen, die in den neuen Bundesländern liegen und zum Bereich der Evangelischen Kirche der Union gehören, zu einer Kirche zusammenzuschließen. Lediglich die Kirche der Schlesischen Oberlausitz (Görlitz) und die Berlin Brandenburgische Kirche haben Beschlüsse gefasst, eine gemeinsame Kirche zu bilden. Die Signalwirkung, die wir uns durch solche Beschlüsse erhofft hatten, blieb aus. Gerade die kleinen und kleinsten Landeskirchen wollen selbständig bleiben, obwohl sie ihrer Zahl nach kleiner sind als ein Sprengel unserer Landeskirche, manchmal sogar kleiner als ein Kirchenkreis in Berlin.

Was heißt das für unsere weitere Diskussion? Wir müssen, um der von Ihnen gestellten Frage noch ein bisschen genauer auf die Spur zu kommen, zunächst die Situation, in der sich unsere Landeskirche befindet – denn danach haben Sie ja auch gefragt –, in Umrissen skizzieren. Danach möchte ich Sie an unseren Denk- und Handlungsansätzen teilhaben lassen und schließlich Überlegungen nennen, die sicher diskussionswürdig sind.

1. Skizzierung der Situation unserer Landeskirche

Unsere Kirche, die 1,3 Millionen Mitglieder zählt, lebt im Grunde in zwei großen Bereichen, die in vielfältiger Weise unterschiedlich sind: Berlin und Brandenburg. In wichtigen Fragen haben wir es immer mit zwei Landesregierungen zu tun, mit jeweils unterschiedlichen politischen Konstellationen, volkskirchlichen Strukturen und juristischen Verbindlichkeiten.

So erteilen z.B. die Berliner Religionslehrerinnen und Religionslehrer 23 Wochenstunden Unterricht im Westbereich für Westtarif, und die Brandenburger 25 Stunden zum Osttarif. In Brandenburg gibt es keine Stadt, die von den Gemeindegliederzahlen größer wäre als der größte Kirchenkreis in Berlin. Im Land Brandenburg haben 30 % der Gemeinden weniger als 100 Gemeindeglieder und 53 % weniger als 300. In Berlin gibt es viele Gemeinden, die als einzelne zahlenmäßig größer sind als mancher Kirchenkreis im Land Brandenburg.

In Brandenburg kommt auf eine Gemeindegliederzahl von 900-1000 ein kirchlicher Mitarbeiter. Es gibt in den großen Landkirchenkreisen bei einer Mitarbeiterzahl von 15-20 in jedem Dorf eine Kirche, sodass z.B. der Kirchenkreis Prenzlau auf 84 Kirchen kommt.

Von 100,- DM Kirchensteuern, die eingenommen werden, kommen DM 84 aus Berlin (West), und der Rest aus Berlin (Ost) und Brandenburg. Um Kirche sein zu können, bedarf es deshalb eines großen Finanztransfers von West nach Ost und von Berlin nach Brandenburg. Dabei haben wir eine gemeinsame Grundordnung, die bis auf ganz geringe Abweichungen, etwa bei der Wahl zum Gemeindekirchenrat, für alle gleiche Rechte und Pflichten vorsieht. Wir haben keine »lex Berlin« oder »lex Brandenburg«, obwohl wir bei bestimmten finanziellen Zuweisungen der geringen Gemeindegliederzahl in Brandenburg in besonderer Weise Rechnung tragen.

Aber, was für unsere Diskussion heute wichtig ist und auch für unsere innerkirchliche Diskussion: Das Kirchesein definiert sich in den verschiedenen Bereichen jeweils anders. In der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde oder im Berliner Dom – um zwei Extreme zu nehmen – treffen wir auch am Sonntag auf eine andere Kirche, als z.B. im Kreis Templin oder Senftenberg. Wir haben zwar ein gemeinsames neues Gottesdienstbuch und es gibt kein *ius liturgicum* der einzelnen Gemeinde. Aber das »k GD« (kein Gottesdienst) im Gottesdienstplan oder das Unterschreiten der nach biblischem Zeugnis vorgesehenen Zahl, damit der Auferstandene »mitten unter ihnen« ist, kommt auf dem Lande häufiger vor als in der Stadt. Und die finanziellen Mittel, die z.B. die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde in früheren Zeiten für die Öffentlichkeitsarbeit oder auch für Reparaturarbeiten von der Landeskirche bekommen hat, sind nun gekürzt oder gestrichen und gehen – soweit überhaupt noch vorhanden – zur Pfarrbesoldung nach Brandenburg.

In der Stadt und auch auf dem Land fragt man nach »der Kirche«, ihrem Beitrag, ihrer Stellungnahme, ihrer Eindeutigkeit, und gleichzeitig ringt unsere Kirche um ein angemessenes Verhältnis zwischen den Erwartungen von Gemeinden und den tatsächlichen Möglichkeiten.

Dazu kommt, dass die biographischen, politischen, ekklesiologischen und kirchlichen Traditionen in den beiden Regionen unserer Kirche enorm unterschiedlich waren, bevor sich beide Teile 1990 wieder zu einer Kirche zusammengefunden haben. Aus dem Prozess des Kircheseins – besonders auch zu DDR-Zeiten – ist nun ein Prozess des Kirche-Werdens geworden. So ergibt sich eine dritte These:

3. These: Der Begriff Kirche schließt immer Einzelne und die Gemeinden ein. Deshalb kann bei einer Neubestimmung des Begriffes nicht nur von einer bestimmten Situation oder der jeweiligen strukturellen Lage ausgegangen werden. Der Begriff Kirche ist nicht operationalisierbar. Im Streit um die Wahrheit muss auch nach der Wahrheit gesucht werden.

2. Denk- und Handlungsansätze

Bald nachdem uns unsere finanzielle Lage mit dem Ergebnis offengelegt wurde, dass wir bei weiter abnehmenden Kirchensteuereinnahmen, Steuerreformen und zunehmender Arbeitslosigkeit einen weiteren großen Aderlass erleben werden, mussten wir reagieren. Die dauernde Entnahme aus der Betriebsmittelrücklage hätte unserer Kirche spätestens in zehn Jahren die totale Zahlungsunfähigkeit beschert. Und dies bei unabweichlichen Zahlungsverpflichtungen, etwa gegenüber unseren Pensionären.

Deshalb haben wir zunächst in die äußere Struktur eingegriffen. Wir haben Arbeitszweige eingestellt, die Verwaltung zentralisiert und abgebaut, Einrichtungen budgetiert, Tarifveränderungen vorgenommen, die Ost-West-Angleichung auf Eis gelegt, Grundstücke verkauft, Gemeinden und Kirchenkreise zusammengelegt, Leitungsämter nicht wieder besetzt, Mitarbeiter entlassen, einen Einstellungsstopp verhängt, Bewerbungen aus anderen Landeskirchen unterbunden, den Nachwuchs erheblich eingeschränkt und unsere finanzielle Beteiligung an Einrichtungen, Vereinen, Gemeinschaften, Gesellschaften und Publikationsorganen eingestellt.

Das alles hat uns, die wir in dieser Zeit Leitungsverantwortung trugen oder eben erst aufgetragen bekommen hatten, keine »Pluspunkte« eingebracht. Vergnügungssteuerepflichtig waren manche Abende oder Tage in Gemeinden, Kirchenkreisen und Einrichtungen, die wir besucht haben, nicht. Der häufigste – und für mich bitterste – Vorwurf lautete: »Das ist nicht mehr meine Kirche!«, oder: »Eine Kirche, die ihre Mitarbeiter entlässt, ist keine glaubwürdige Kirche!«; »Die Kirche hat ihr Ansehen verloren.«

Dann kamen für unsere heutige Diskussion wichtige Äußerungen: »Meinen Glauben behalte ich, aber mit dieser Kirche will ich nichts mehr zu tun haben!«; »Glauben ja – Kirche nein!«; »Die Kirche als Institution ist tot – es lebe die neue freie Kirche!«. Das meiste Lob erhielten wir als Verantwortliche in dieser Zeit von Menschen, die außerhalb der Kirche arbeiteten und immer schon der Meinung waren, dass wir alle über unsere Verhältnisse lebten und deshalb unökonomisch und ineffektiv seien.

Zwangsläufig wurde der Ruf immer lauter, sich nicht auf die eingeleiteten Strukturreformen zu beschränken, sondern Kirche nun vor allem von ihrer inhaltlichen Seite her durchzubuchstabieren und öffentlich zu sagen, was denn die Kirche ausmacht, was ihre Inhalte sind, was sie zur Kirche macht, worin ihre missionarische Dimension liegt und wie sie sich als Kirche zukünftig definieren will.

Das Ende der Volkskirche schien gekommen und eine Reihe von Begriffen wurde in die Diskussion gebracht, die z.T. mit Zielvorstellungen gefüllt wurden, die der Volkskirche zuwiderlaufen: Freiwilligkeitskirche,

Freikirche, Bekenntniskirche, Gemeindekirche, Freie Volkskirche, Gemeinschaft der Gemeinden, Kirche der Ökumene.

4. These: Eine unkritische Auseinandersetzung mit dem Kirchenbegriff führt zu einer Verfügbarkeit, den der Inhalt nicht hat. Sichtbare und unsichtbare Kirche müssen aufeinander bezogen bleiben, ohne dass sie sich an einen Begriff binden.

In unserer Diskussion spielte vor allem die Suche nach dem Primat eine Rolle: Was hat in der Kirche – wenn die Mittel weiter geringer werden – das Primat? Daneben wurde nach den Kernkompetenzen der Kirche gesucht.

Wir haben Diskussionen geführt über die Frage, ob die Kirche Jesu Christi Kirche bleibt, wenn sie nur (noch) aus einem Geflecht von Gemeinden besteht, wenn es keine außer- oder übergemeindlichen Dienste mehr gibt, wie etwa die evangelische Publizistik, das Landesjugendpfarramt, die Ev. Akademie, die Ev. Fachhochschule, die Ev. Schulen, die Öffentlichkeitsarbeit, die Krankenhaus-, Gefängnis- und Spezialseelsorge. Dabei bemühte man das Bild von Baum und Borke: ob etwa ein Baum, der von der Wurzel her (der Gemeinde) wächst, ohne Borke, also das Außergemeindliche, leben kann.

Als Kirchenleitung haben wir bis auf den heutigen Tag eine Reihe von inhaltlichen Initiativen auf den Weg gebracht, die ich Ihnen hier nur nenne und nach denen Sie, so Sie Interesse haben, gerne fragen können. Unsere Landessynode hat das Thema »Leitlinien missionarischen Handelns« zum Generalthema gemacht und im Rahmen ihrer Arbeitstage auf verschiedene Weise dazu Themenschwerpunkte festgelegt, von denen ich hier einige nenne: Inhalte biblisch-missionarischen Handelns, Seelsorge als Missionsprinzip, Konfirmierendes Handeln an Kindern und Jugendlichen, Christenlehre und Religionsunterricht, Ökumenische Weite und missionarische Vielfalt, Gemeindeaufbau als missionarische Chance, Kontakte zu Konfessionslosen u.a.m.

Wir haben als Motto dieses Prozesses »Wachsen gegen den Trend« gewählt. In ihm fragen wir nach der »Kirche auf dem Lande«, der »Minderheit mit Zukunft« und nach den Inhalten des Prozesses »Wachsen gegen den Trend«, zu diesen Themenfeldern sind jeweils Arbeitspapiere erarbeitet worden. Weiter diskutieren wir das Positionspapier »Protestantismus und Kultur«, wir haben missionarische Initiativen angeregt und ausgelobt, Wiedereintrittstellen in die Kirche eingerichtet, Briefe an neu Zugezogene angeregt und formuliert, Kreiskirchentage gestaltet, Jugendtage und Jugendcamps an Brennpunkten unserer Region durchgeführt, Ehrenamtliche ermuntert und geehrt, Lektorenausbildung gefördert und gestärkt, eine Vortragsreihe zusammen mit der EKU im Berliner Dom ins Leben gerufen und durchgeführt (»Vom Wesen des Christentums«), wir haben in zehn Thesen unseren christlichen Glauben zusammengefasst u.a.m.

Unser Leitmotiv war und ist immer: »*ad fontes*«, zurück zu den Quellen, allerdings ohne dass wir uns in einen Rückzug begeben. Wir fragen weniger nach dem Kirchesein als nach den Inhalten einer Kirche, die sich auf den Weg in das neue Jahrhundert begibt. Dabei ist es uns wichtig, an Altes zu erinnern, den Dialog mit der Bibel zu stärken, aber dabei auch nicht in eine Regressionsphase zu verfallen. Unser Bischof hat den Begriff einer offenen und öffentlichen Kirche geprägt und in einem spannenden Buch (»Kirche in der Zeitenwende«) der geprägten Kirche einen Perspektivenwechsel unterstellt. Nach der Außenansicht muss nun die Innenansicht kommen. Und dies geht nur im Dialog mit der Bibel auf der einen Seite und im Dialog mit den anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften auf der anderen Seite. Dabei hat für uns der Begriff der Volkskirche eine hervorgehobene Bedeutung.

Die Verwendung dieses Begriffs scheint uns trotz aller Einwände zunächst noch legitim – auch nach dem Neuen Testament. Denn die Kirche sah sich von Anbeginn an durch Christi Auftrag dazu bestimmt, das Evangelium allen Menschen weiterzusagen. Die sich auf das im Neuen Testament überlieferte Zeugnis gründende Kirche kann nicht eine Existenz im Winkel oder in der Nische der Gesellschaft führen oder an einem selbst gewählten Rand der Gesellschaft leben wollen. Sie wendet sich an alle Menschen und ist für alle Menschen offen – ohne Einschränkung.

5. These: Trotz aller formalen Einwände gegen den Begriff der Volkskirche wird er als Sammelbegriff für das, was Kirche innerhalb einer Landeskirche ist, in Geltung bleiben. Eine Landeskirche, die auf diesen Begriff verzichtet, beraubt sich selbst ihrer Vielfalt und öffentlichen Wirksamkeit.

Wenn Friedrich Schleiermacher 1822 den Begriff der Volkskirche gleichsam als Programmbegriff gegen die Staatskirche erfunden und benutzt hat, dann wollte er eigentlich eine Organisationsform von Kirche beschreiben, die zwischen Familie als der eigentlichen Lebensform der Frömmigkeit (der Hauskirche) und der Menschheit als dem universalen Horizont der christlichen Religion eine Funktion hat. »Volk« ist hier als die zwischen Familie und Menschheit vermittelnde geschichtliche Realität gesehen, die durch gemeinsame Sprache, Sitte und Geschichte gebildet wird. Nicht der Staat, sondern das Volk galt als lebendige maßgebliche Realität, weswegen eine Staatskirche entschieden abgelehnt wurde.

Für das Weiterdenken in unserer Kirche bleiben auch auf dem Hintergrund dieser Position Schleiermachers wichtige Fragen offen, wie z.B. die Frage nach dem Verhältnis der Volkskirche zum Volk, womit auch das Problem der Nationalkirche angesprochen ist (gibt es noch so etwas wie ein deutsche Kirche?) oder die Frage des Bekenntnisses (eingeschlossen die Problematik der Konfessionslosigkeit) oder die Problematik von christlichem Auftrag und empirischer Gestalt der Kirche, m.a.W. das Problem von Bestand und Mission.

Hilfreich für unsere Überlegungen ist der Impuls, den Mitte des 19. Jahrhunderts Johann Hinrich Wichern als »Innere Mission« eingebracht hat. Er verband damit den Gedanken des »allgemeinen Priestertums« und die Absicht, der Kirche ihre Bedeutung für das ganze Volk wiederzugeben. So wurde Volkskirche auch zum Gegenbegriff zu einer Amtskirche.

Wenn wir heute wirklich nach einem Äquivalent für den Begriff der Volkskirche suchen sollten – und damit einen Perspektivenwechsel einläuten würden –, dann muss es in anderer Weise geschehen, als es Wichern tat. »Innere Mission« meint für uns, unser Augenmerk auch auf die zu richten, die noch dazu gehören. Wer immer nur nach draußen schaut, übersieht, dass drinnen auch Menschen sind. Und das sind Menschen, die zur Kirche gehören, aber nicht mehr wissen, warum.

In der möglichen Alternative zwischen Volkskirche und Freikirche ist für uns Dietrich Bonhoeffers These von 1927 immer noch aktuell, dass die soziologische Formulierung des theologischen Problems der empirischen Kirche auf die Form der Volkskirche hinausläuft, wobei aber die Volkskirche immer Raum für Elemente der Freiwilligkeitskirche geben muss. »Es gibt nun für die Kirche einen Zeitpunkt, in dem sie nicht mehr Volkskirche sein darf, und dieser Zeitpunkt ist dann gekommen, wenn die Kirche in ihrer volksskirchlichen Art nicht mehr das Mittel sehen kann, zur Freiwilligkeitskirche durchzudringen«.¹

6. These: Die Begriffe Volkskirche und Freiwilligkeitskirche bleiben weiter in Spannung zueinander. Die Freiwilligkeitskirche muss innerhalb der Volkskirche ihren Platz behalten, darf aber nicht in ihr aufgehen. Umgekehrt darf sich die Volkskirche nicht zu einer Freiwilligkeitskirche entwickeln.

Kommen wir zum Schluss und damit zum letzten Teil. Ich würde gerne thesenartig einige Überlegungen vortragen, die uns in unserer Kirche auf dem Weg ins neue Jahrhundert beschäftigen.

Dieses Jahrhundert wird nach allem, was wir wissen, ein Jahrhundert der Religionen sein. Religionen sind nicht im Abnehmen begriffen, sondern im Kommen. Und das betrifft nicht nur die Weltreligionen, sondern auch die religiösen Sondergemeinschaften. Nach einer Zählung des Berliner Senates vor etwa fünf Jahren gibt es allein in Berlin etwa 450 solcher religiöser Sondergemeinschaften. Es wird eine neue religiöse Kultur geben – und es gibt sie auch schon. Darauf müssen wir als Christen und Kirche offensiv reagieren. Das Instrumentarium, das wir dazu haben, nutzen wir noch zu wenig. Und das sind vor allem unsere großen und vielen Kirchen. Jeder Mineralölkonzern würde sich freuen, hätte er so viele Tankstellen wie wir Kirchen!

¹ D. Bonhoeffer, *Sanctorum communio*. Eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche, München 1986, 150.

7. These: Wir brauchen weniger eine Diskussion, welche Kirche zukünftig Bestand haben wird, sondern eine viel offensivere Diskussion, wie wir die Kirchen, die es schon gibt und die auf dem Boden der ACK stehen, zu einem konzertanteren Handeln in unserer Zeit finden.

Die Kirche hat die große Chance, öffentlich gehört zu werden. Sie ist immer noch die mitgliederstärkste Organisation in unserer Gesellschaft. Es gehören immer noch mehr Menschen zur Kirche als zu jedem anderen Verein – auch Fußballverein. Ein offenes und öffentliches Wort dieser Institution wird gebraucht und findet auch mehr Gehör. Das kann keine Freikirche leisten.

Umgekehrt haben die Freikirchen die große Chance, durch ihre religiöse Verbindlichkeit und den direkten Zugang zu ihren Gemeindegliedern überzeugender darzustellen, was ihre Botschaft ist. Davon kann die Landeskirche profitieren.

8. These: Die Kirche ist ein relevantes Teilsystem der Gesellschaft. Sie ist in der Öffentlichkeit präsent und nutzt sie als Forum ihrer Stellungnahmen zu gesamtgesellschaftlichen Fragen und Problemen. In ihrer Offenheit ermöglicht sie im Rahmen ihrer konfessionellen Gebundenheit Pluralität. Sie akzeptiert differierende Frömmigkeitsstile und unterschiedliche Formen des Christseins. Ihre Aufgabe besteht darin, diese notwendige Kommunikation untereinander zu fördern.

Dies alles geht zukünftig überhaupt nicht mehr ohne die ökumenische Offenheit – besonders zur katholischen Kirche. In unserer Stadt Berlin ist das schon zu spüren. Wichtige Entscheidungen – wie z.B. die Einführung eines Wahlpflichtfachs Ethik / Philosophie / Religion – treffen wir nur noch zusammen. Aktionen, wie die »Nacht der offenen Kirche«, gelingen nur im ökumenischen Verbund, und manches Kirchengebäude, das wir nicht mehr brauchen, geben wir gerne an andere Denominationen ab – wie z.B. an die Serbisch-Orthodoxe oder die Koptische Kirche. Innerhalb unserer Kirchenmauern haben viele Religionsgemeinschaften Platz gefunden.

Von Weltkirche kann dabei noch nicht die Rede sein. So kam es bei einem Versuch, viele unterschiedliche Religionsgemeinschaften ein großes Kirchengebäude gemeinsam nutzen zu lassen, zu keiner Verständigung. Der Pfarrer dieser Kirche, der den Modellversuch initiiert hatte, sagte am Schluss der Bemühungen etwas resigniert: »Der kleinste erreichbare Nenner zwischen allen Beteiligten war die gemeinsame Benutzung der Toilette.«

9. These: Auf dem Weg zu einer Weltkirche brauchen wir den Weg der Kirchen zueinander. Eine Weltkirche als Ganzes wird so stark sein wie das Band der Kirchen untereinander.

Mit dem Bau am Haus Europa wächst auch das Interesse der Kirchen, in diesem Haus feste Plätze zu haben. Und je mehr sich der Weg auf dieses gemeinsame Haus zu bewegt, um so mehr wird auch die Kirche gefragt sein, sich an diesem Weg zu beteiligen. Die EKD hat längst schon eine Außenstelle in Brüssel und lebt dort eine andere Form des Kircheseins als die vorher schon einmal zitierte Gemeinde in der Uckermark. Und beide haben ihre Berechtigung und ihre Herausforderung.

Unsere Landeskirche sieht ihre Aufgabe darin, nach den Strukturveränderungen flexibel genug geworden zu sein, um das missionarische Handeln zu intensivieren. Zum Beispiel benennt sie dabei klarer als zu früheren Zeiten ihre Gottesdienstformen, bestimmt neu das confirmierende Handeln, bestimmt ihre friedensethischen Positionen neu, schafft ein erkennbares Auftreten nach außen, sucht den inneren und äußeren Dialog mit dem Judentum, greift unbequeme Themen auf und sucht ihren Weg als *communio sanctorum* in einer sich selbst säkularisierenden Welt. Sie wird immer einladend und werbend bleiben.

10. These: Wir verklären den gegenwärtigen Zustand der Kirche in der Erinnerung an den Auftrag unseres Herrn nicht zum Idealzustand protestantischen Kirchentums. Aber wir fühlen uns gerufen, in fröhlicher Gewissheit Menschen für Jesus Christus zu gewinnen. Und eine Kirche, die ihren Herrn und deshalb sich selbst recht versteht, wird freilich den Status quo vorfindlicher Kirchlichkeit nicht verachten. Sie wird die damit eröffneten Spielräume als Chance nutzen, auf die Menschen zuzugehen, im Wissen, dass sie ihnen das Wichtigste vorenthält, wenn sie das Evangelium verschweigt.